Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 22

Artikel: Gedanken-Sünde
Autor: Wichmann, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575949

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

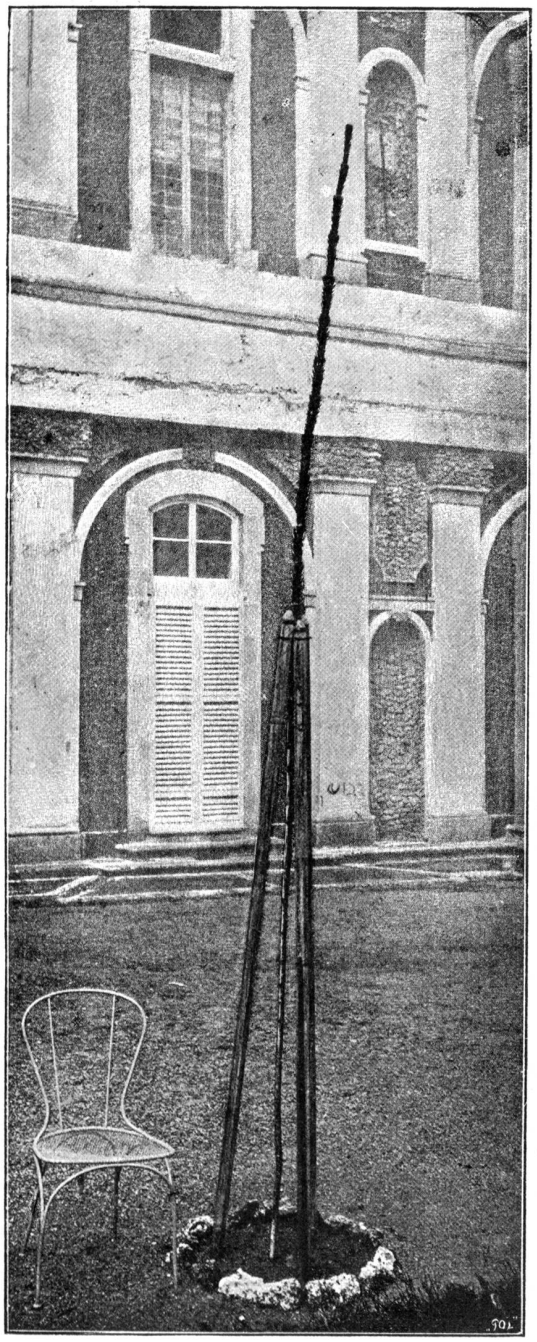

Fig. 4. **Astlose Fichte.**
Picea excelsa Link, lusus *monstrosa*, Loudon non Carrière
In Kultur gewesen auf Isola Bella, aus den Euganëischen Bergen stammend. (Nach einer von Herrn Graf Borromeo in Mailand mitgeteilten Photographie.)

(siehe Figur 5); neuerdings hat sie Prof. Ludwig auch bei Greiz aufgefunden.

Wohl steckt in der ungeheuern, nach Millionen zählenden Zapfenmenge, die alljährlich in Fichtenwäldern herumliegt, noch manche interessante Spielart. Vielleicht wird der eine oder andere unserer Leser oder Leserinnen angeregt, statt Briefmarken oder Ansichtspostkarten einmal eine Zeit lang Fichtenzapfen zu sammeln, möglichst verschiedene; für Mitteilung solcher Sammlungen ist der Verfasser stets dankbar.

Gedanken-Sünde.

Novelle von **Franz Wichmann.**

I.

„Sei doch kein Narr, Clemens, — warum willst du denn nicht?“

„Ich mag nichts von der Zukunft wissen; ich bin ja zufrieden.“

„Aber du weißt doch, daß es nur Scherz ist.“ Die junge Dame, die am Arm des Sprechenden hing, wurde ungeduldig: „Ach laß ihn, — mein Vetter hat einmal den harten Kopf, da ist alles umsonst.“

Sie wandte sich dem Hause zu.

Martin Fechter hatte bereits die morsche Thür des kleinen Gebäudes geöffnet. „Wenn Ernst noch länger seine Ueberredungskunst versuchen will, so gehen wir einstweilen voran. Es ist ja gleichgültig, wer zuerst daran kommt.“

Er stieg die schmale, halbdunkle Stiege hinan, Barbara Schneegold folgte ihm.

„Und wenn meine Cousine zehnmal deine Braut ist,“ fuhr drunten der Eigensinnige fort, „ich kann es nicht billigen, daß sie dich und Martin zu solchen Thorheiten verführt.“

„So nimm' doch Vernunft an. Meinst du denn, ich glaube daran! Aber du kennst die Frauen nicht. In solchen Dingen muß man ihnen nachgeben.“

„Das sind Ausflüchte“ — rief Clemens schroff, — „mag Barbara die Folgen dieses Scherzes tragen, die auch Euch treffen können!“ Mit großen Schritten, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, ging er auf und nieder. „Also geht meinetwegen, ich werde hier warten.“

Ernst Brandstettner verlor endlich die Geduld, er ließ den Halsstarrigen stehen und folgte den Vorausgegangenen.

Wenige Augenblicke später stand auch er in dem niedrigen Vorzimmer der Wahrsagerin. Der kleine Raum war eigentlich eine Küche; an den grauen Wänden hingen bunte Heiligenbilder. An dem braunen Holztisch, der an dem einzigen, nach dem Hofe schauenden Fenster stand, saß, in sich zusammengesunken, das blasse Gesicht halb in einen Roman vergraben, die verwachsene Tochter der Wahrsagerin. Erst nach einer Weile erhob sie sich und trat in das Nebenzimmer, um der Mutter die Ankunft neuer Besucher mitzuteilen.

Brandstettner erschrak fast über die feierliche Stille, die in dem ungemütlichen Gemache herrschte. Martin und Barbara, die zuvor leise miteinander geflüstert, waren bei seinem Eintritt ohne besonderen Grund verstummt.

„Wenn ich jetzt bitten darf,“ — sagte wieder zurückkommend, das bleiche Mädchen, „die Mutter wartet.“

Die drei blickten sich schweigend und zögernd an.

„Nun denn, wenn niemand den Anfang machen will,“ meinte Martin, „muß ich es thun. Wenn du gestattest, Barbara.“

Brandstettner selbst hatte es gewünscht, daß sein intimster Freund, mit dem er seit zwei Jahren fast ausschließlich ver-

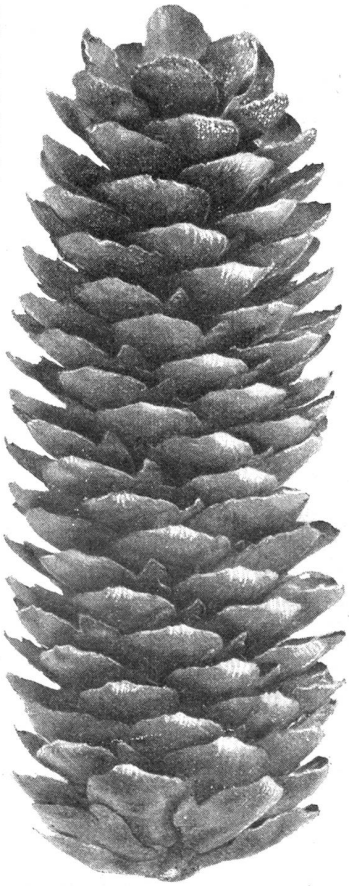

Fig. 5. **Zapfen einer lappenschuppigen Fichte.**
(*Picea excelsa* Link, lusus *triloba* Asch. u. Gr.)

kehrte, seine Braut duze und sie mit ihrem Vornamen nenne.

Barbara nickte ihm lächelnd zu: „Geh' nur, Martin, — eigentlich gebührt ja doch den Männern der Vortritt."

Fechter näherte sich mit hastigen, nervösen Bewegungen, doch in festem Entschlusse dem geheimnisvollen Zimmer. „Ach was — sagte er sich — wenn etwas eintrifft, ist höchstens der Zufall schuld." — Rasch öffnete er die Thüre und zog sie hinter sich wieder zu, als wollte er die Welt da draußen von sich abschließen.

Dicht neben ihm befanden sich ein paar Stühle, ein schmales, schwarzes Ledersofa, davor ein Tisch, auf dem ein Päckchen Karten lag.

Während er noch umherschaute, stand die Wahrsagerin vor ihm, wie aus dem Boden gewachsen; er hatte nicht gesehen, woher sie gekommen. Sie war von breiter, voller Figur und etwa fünfzig Jahre alt, mit feistem, glänzenden Gesicht und kleinen grauen Augen, die den jungen Künstler klug und durchdringend, doch mit einer gewissen wohlwollenden Freundlichkeit anblickten.

Einem Winke ihrer kleinen, rundlichen Hand folgend, saß Fechter im nächsten Augenblick auf einem der beiden Stühle, auf dem andern nahm sie selbst Platz.

„Sind Sie ledig?" fragte sie.

„Ja, ja, gewiß, — allerdings," antwortete er in etwas beklommenem Tone. Die einfache Frage, die er nicht erwartet hatte, verwirrte ihn.

Mit rascher Bewegung hatte die Wahrsagerin seine linke Hand ergriffen und einen prüfenden Blick darauf geworfen.

„Sie sind an einem Sonntag geboren?"

Martin Fechter nickte stumm.

„Sie sind also ein Sonntagskind. Aber hüten Sie sich vor dem Sonntage. Ihre Glückstage sind andere."

Trotz der schwülen Hitze, die, ein Gewitter ausbrütend, über der Stadt lag, befiel den jungen Dichter ein leichtes Frösteln. „Es ist schon gut, wenn ich bitten darf, weiter." —

Er glaubte, daß sie ihn jetzt einen Blick in die Zukunft thun lassen wolle und sagte daher, auf das Häufchen Karten zeigend: „Was muß ich thun?"

„Halt," erwiderte die Wahrsagerin, „das später. Sie haben noch nicht das rechte Vertrauen zu mir. Ich muß Ihnen zuvor von Ihrer Vergangenheit erzählen, damit Sie sehen, daß ich in Ihrer Seele zu lesen verstehe."

Mit spöttischem Lächeln hörte Martin Fechter ihr zu. In dieser Schilderung seiner eigenen seelischen Erlebnisse traf wirklich hier und da einiges zu, denn das alles war so vorsichtig und allgemein gehalten, daß es auf viele passen konnte. Seine Befreiung vom Militärdienst zu erraten schien ihm eben keine Kunst; wenn man eine Brille trug und man seine Kurzsichtigkeit nicht verheimlichen konnte, war das leicht zu vermuten.

„Sie sind nicht das, was sie sein sollten," schloß die Wahrsagerin, „viel mehr hätten Sie erreichen können, Ruhm, Ehre und Glück."

Er mußte in stummer Bejahung das Haupt neigen.

Die Folge davon ist, daß Sie sich in Ihrem Leben niemals ganz glücklich fühlten."

Fig. 6. **Säulenfichte** (monotyp).
Picea excelsa Link, lusus *columnaris* Carrière.
Bei La Brévine, im Neuenburger Jura, entdeckt von Förster Pillichody.
(Nach einer von Hrn. Pillichody aufgenommenen Photographie).

Auch das war die Wahrheit. —

„Das Mädchen, das der Himmel für Sie bestimmt hat, ist Ihnen einstweilen noch unerreichbar."

Martin fuhr zusammen, wie von einem bösen Traum geschüttelt.

„Darf ich bitten, die Karten abzuheben."

Mechanisch folgte er der Weisung.

Jetzt prophezeite sie ihm die Zukunft. Aber nur mit halbem Ohre hörte er auf ihre Worte. Es widerstrebte ihm, diese leeren Vermutungen über das Kommende zu hören, seine Gedanken waren ganz auf die Gegenwart gerichtet. Warum war er niemals glücklich gewesen, warum konnte er es nicht sein? — Freilich, das Verhältnis zu seinem Vater allein konnte ihm jede Zufriedenheit rauben. Die, welche so zärtlich seine Kindheit behütet, die Mutter liebte er von Herzen. Und doch mußte er nun so lange schon fern von ihr leben, denn der Gegensatz zu seinem Vater machte

Fig. 7. **Dickrindige Fichte (Lärchenfichte).**
Picea excelsa Link, lusus *corticata* Sehr.
In den Lausanner Stadtwaldungen beim „Chalet à Gobet".
(Nach einer von Hrn. Prof. Dr. Jaccard aufgenommenen Photographie.)
Unterer, lärchenrindiger Teil des Baumes.

es ihm unmöglich, im elterlichen Hause zu weilen. Seine Mutter litt darunter, das fühlte er aus allen ihren Briefen heraus. Ach, diese ewig unausfüllbare Kluft zwischen dem Alten und Neuen, zwischen Erzeugern und Erzeugten! Sein Vater war ein Ehrenmann durch und durch. Aber aus einer altelsässischen Familie stammend, hing er mit allen Fasern seines Herzens an Frankreich; er war zu alt geworden, um die geänderten Verhältnisse noch verstehen zu können. Der einzige Sohn dagegen hatte die Augen der aufgehenden Sonne des neuen deutschen Reiches zugewandt, jenseits des Rheines erblickte er seine eigentliche Heimat, denn was Stamm und Sprache anbelangt, konnte er sich nur als Deutscher fühlen. Seine Mutter teilte die Anschauungen Martins und hielt alles, was er that, für gut und recht. Darüber hatten sich die Eltern mit der Zeit immer mehr entzweit und der alte Fechter begann seine Gattin bei Seite zu setzen und zu verachten. Doch noch ein Anderes entfremdete Vater und Sohn. Martin war in den Augen seines Erzeugers nichts besseres als ein verlorener, nichtsnutziger Mensch, weil er ein Dichter geworden, der obendrein in deutschen Versen das Lob seiner Feinde sang. Nur widerwillig ließ er ihm jährlich noch eine kleine Unterstützung zukommen. Die Mutter mußte durch heimliche Zusendungen helfen. Das ihm täglich vor den Augen stehende Gespenst der Not, das warnend auf die Zukunft wies, lähmte seine dichterische Kraft. Wer las und kaufte heutzutage Gedichte! Martin wußte es längst, daß er in seiner jetzigen Lage niemals bekannt werden würde. Er besaß nichts — und der Vater ein Vermögen, das er vielleicht absichtlich vergeudete. Immer wieder mußte er sich sagen, daß der eigene Vater ein Stein des Anstoßes für ihn war, der mitten in der Bahn seine Schritte hemmte und ihn bald gänzlich zu Fall bringen mußte.

„Ich bitte," bemerkte die Wahrsagerin von neuem. Er hatte gar nicht bemerkt, daß sie soeben zu ihm gesprochen.

„Ich bitte, denken Sie sich etwas, das Ihnen recht lieb wäre, Sie dürfen zum Schluß drei Wünsche thun, hernach befrage ich die Karten, ob sie sich bald erfüllen werden. Sie brauchen mir Ihre Wünsche nicht zu nennen, thun Sie sie heimlich und geben Sie mir nur ein Zeichen, wenn Sie sich etwas gedacht haben."

Seine Seele schwankte noch immer zwischen Wachen und Träumen. Ja, der Vater war es, der ihn unglücklich machte; niedergedrückt von diesem Bewußtsein und immer mit der Not kämpfend, hatte er sich, seit er in München war, allmählich von allem zurückgezogen. Nur diese drei Freunde waren seine ganze Welt. Drei — denn auch Barbara war ihm wie ein Freund, mehr durfte sie ihm ja nicht sein — aber doch gruppierte sich eigentlich alles nur um sie, — der Verlobte, der Verwandte und er, — unverständliche Melodien durchsummten seinen Kopf, — Barbara, — Barbara Schneegold — klang es in ihm. Ganz deutlich sah er sie um sich. Wie liebreizend sie doch war, — wie ihr Anschauen beglückte —! Der Gedanke zauberte einen hellen, lachenden Schimmer auf sein Gesicht. — Barbara, — ach wenn sie sein, sein eigen wäre, — und nicht des Freundes Braut! —

Die Wahrsagerin hatte ihn beobachtet. Er hatte ihr kein Zeichen gegeben, aber sie blickte in die Karten.

„Ihr Wunsch wird in Erfüllung gehen, obwohl Sie es selbst nicht glauben."

Martin Fechter schrak zusammen, jetzt erst kamen seine Gedanken und Wünsche ihm recht zum Bewußtsein.

„Wie, — ich hatte ja noch gar nicht — —"

„Sie hatten einen Wunsch, ich las es von Ihrem Gesichte."

Eine furchtbare Angst vor sich selber befiel ihn.

— Und führe uns nicht in Versuchung — rief ihm eine innere Stimme zu. Das war das erste Gebet, das ihn seine Mutter gelehrt, — er hatte es nie vergessen.

„Ich warte. Wünschen Sie sich noch etwas."

Wie ein traumhafter Klang nur streiften ihre Worte sein Ohr. Ein Gedanke war in ihm aufgezuckt, ein schattengleicher, körperloser Wunsch nur, denn der Wunsch, indem er zum Gedanken wurde, ward zur That:

— Wenn mein Vater stürbe —

Unwillkürlich mochte er unter dem Bewußtsein des Entsetzlichen, dem er unterlag, leise das Haupt geneigt haben.

Die Wahrsagerin, die den Ausdruck seiner Züge verfolgte, glaubte, das verlangte Zeichen zu sehen. Ehe er ein Wort zu sprechen vermochte, nickte sie mit dem Kopfe. „Auch dieser Wunsch soll Ihnen bald erfüllt werden. Jetzt kommen Sie zu dem letzten, denken Sie sich noch etwas."

Martin Fechter war aufgestanden. Seine Füße zitterten, mit tastenden Händen hielt er sich an der Lehne des Stuhls. Seine Augen hafteten weit aufgerissen auf dem Gesichte der Prophetin, als wollte er sagen: — bist du die Wahrheit, kannst du sie wissen? —

Sie mußte ihre Bitte noch einmal wiederholen.

„Nein,"— kam es in krampfhaft gepreßtem Ton aus seiner Brust, „nichts, nichts, — ich habe nichts gesagt, — ich will nichts mehr wünschen, ich mag nichts wissen!" Er mußte sich Gewalt anthun, um sich aufrecht zu halten. Mit schwankenden Schritten kehrte er in das Vorzimmer zurück und warf sich wie gebrochen auf den nächsten Stuhl.

Ernst Brandstettner und seine Braut schauten ihn verwundert und fragend an; die Blässe seines Gesichts, das verstörte Aussehen fiel ihnen auf.

„Was ist, — hast du etwas Unangenehmes erfahren?" fragte Barbara Schneegold.

„Ach nichts, das ist alles Thorheit, — Ihr werdet es ja

selber hören. Aber es war so schwül da drinnen, mir ist heiß geworden, — ich möchte ein Glas Wasser trinken."

Er fuhr sich mit der schmalen, feinen Hand über die hohe, weiße Stirn, als wollte er einen trüben Schatten, der seine Augen verdunkelte, hinwegwischen.

Die Tochter der Wahrsagerin war aufgestanden, um ein Glas Wasser einzuschenken. „Wenn ich die Herrschaften jetzt bitten darf, — vielleicht die Dame — oder Sie —"

Barbara Schneegold zögerte. Schon vorher hatte sie ein unbehagliches Gefühl in dem stillen Raum beschlichen, der Anblick Fechters verstärkte diese Empfindung noch. Aber sie selber hatte ja diesen Scherz in Vorschlag gebracht — und nun mußte er zu Ende geführt werden. —

Ernst Brandstettner hatte ihr Zaudern bemerkt. „Siehst du" — sagte er lächelnd, so geht's. Wer zuerst das größte Wort, hat hernach den kleinsten Mut. Zur Strafe mußt du noch ein wenig warten. Ich gehe voran, um zu hören, was die Schicksalsgöttinnen Schönes für uns zusammengesponnen haben."

Ehe sie etwas erwidern konnte, war er bereits in dem Nebenzimmer verschwunden.

Mit vollständigem Skeptizismus und einem leichten, nur halb unterdrückten Lächeln hörte er den Worten der Wahrsagerin zu. Als man zu den drei Wünschen kam, geriet er geradezu in Verlegenheit. Er wußte im Augenblick wirklich nicht, was er sich wünschen sollte. Ihm fehlte ja nichts. Seine künstlerischen Werke hatten schon früh in den maßgebenden Kreisen Aufsehen erregt und Beifall gefunden. Ueberdies hatten ihm frühverstorbene Verwandte ein ausreichendes Vermögen hinterlassen und das höchste Erdenglück glaubte er gefunden zu haben, seit er sich mit Barbara verlobt. In seiner Verwirrung und Verlegenheit wünschte er sich drei recht einfältige Dinge und hatte die Genugthuung, daß allen wie gewöhnlich baldige Erfüllung versprochen wurde. Er mußte drüber lachen und wollte sich erheben.

Die Wahrsagerin hatte die Karten zusammengehäuft.

„Bitte, heben Sie noch einmal ab."

„Ah so, — noch etwas." Lässig teilte er die Häuflein ab.

Sie breitete die Karten auseinander und gab ihm verschiedene gute Ratschläge für die Zukunft, welche ihn gleichgültig ließen. Plötzlich stutzte sie.

Er bemerkte es. „Nun, was ist denn? Etwas Besonderes?"

„Sehen Sie nur, wie die Karten liegen. Das ist eigentümlich."

„Ich verstehe nichts davon."

„Ich werde es Ihnen auch nicht sagen, — es ist besser."

„Also etwas Unangenehmes?"

„Eigentlich betrifft es Sie nicht direkt. Aber Sie werden darüber Schmerz empfinden."

„Wen betrifft es denn?" fragte der junge Bildhauer, zum ersten Mal von der Sache interessiert und neugierig gemacht.

„Einen Freund. Er wird heiraten."

Brandstettner lachte laut auf. „Und darüber soll ich mich kränken?"

„Es ist Ihr Freund, welcher eben dieses Zimmer verlassen hat."

„Martin Fechter?" fragte Ernst etwas verwundert. „Ah so — er wird heiraten? Wahrhaftig, daran hätte ich nicht gedacht."

„Er wird jene Dame heiraten" — fuhr die Wahrsagerin fort.

„Welche Dame?"

„Nun, die mit ihm im Vorzimmer wartet, die vorhin mit ihm gekommen ist. Ich habe sie ja zusammen über den Hof gehen sehen. Sie selbst kamen später."

Ernst Brandstettner hatte ein Gefühl, als ob ein kaltes Eisen in seine Brust gestoßen würde. Aus seinem Gesichte war alle Farbe gewichen.

„Jene Dame, — das ist ja —"

Er konnte nicht weiter sprechen, ein krampfhaftes Lachen erschütterte seinen Körper. Solch' ein toller Einfall, — das war ja zu komisch! Absichtlich vollendete er seine Worte nicht. Was brauchte er mitzuteilen, daß jenes Mädchen seine Braut sei. Das war ja alles Humbug und Schwindel, — eine einfache Kombination der Wahrsagerin, die vorhin die beiden zufällig hatte zusammen gehen sehen. Nein, das war wirklich zu komisch! —

Lachend kehrte er in das Vorzimmer zurück.

Aber das Lachen erstarrte auf seinem Gesicht wie der Spiegel einer bisher offenen Wasserfläche unter den eisigen Schauern des Winters.

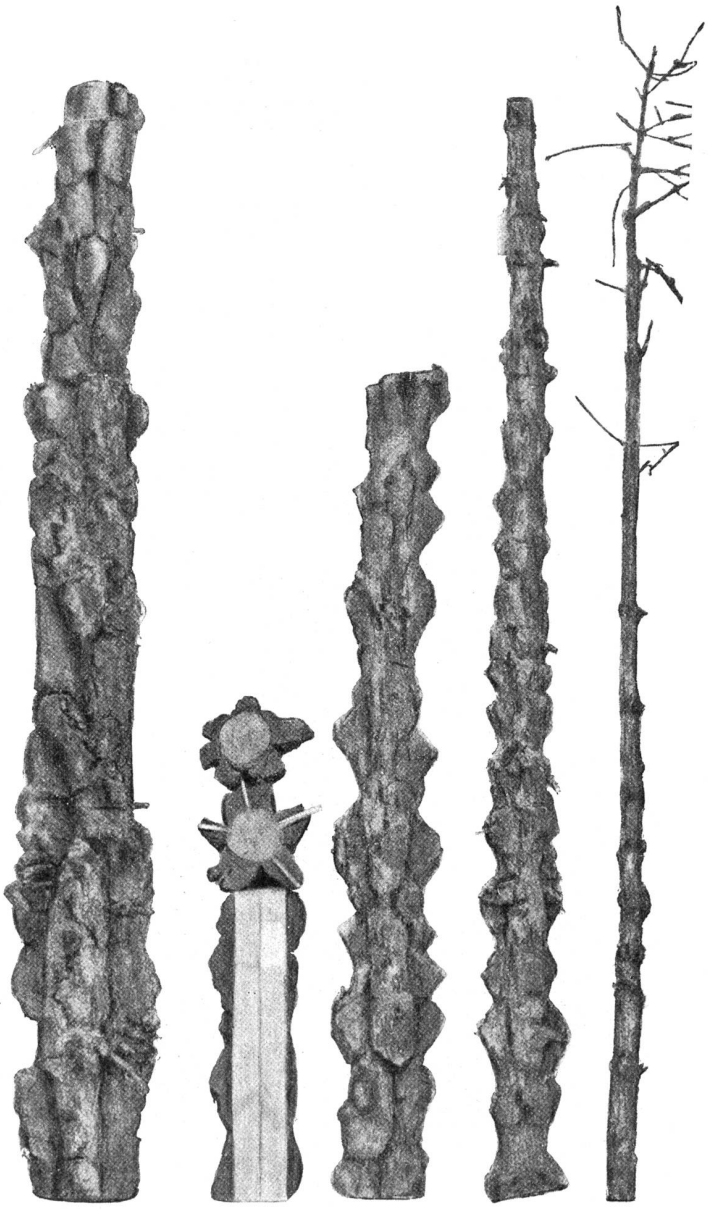

Fig. 8. **Zizenfichte.**
Picea excelsa Link, lusus *tuberculata* Sch.
Aus Oberbayern stammend, im forstbotan. Museum in München aufbewahrt.
(Nach einer von Dr. v. Tubeuf aufgenommenen Photographie).

Sein erster Blick war auf Barbara gefallen. Sie hatte sich erhoben und war zu Martin Fechter getreten. Die Hand leicht auf die Lehne seines Stuhles stützend, beugte sie sich über ihn und plauderte scherzend und freundlich mit ihm, ganz wie es auch sonst ihre Gewohnheit war. Brandstettner würde zu anderer Zeit nichts daran aufgefallen sein, jetzt aber fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn: er wird sie heiraten! — Er bemühte sich von neuem zu lachen: „Das war komisch, wirklich sehr komisch!" — Aber die Worte klangen heiser und gepreßt.

Die Tochter der Wahrsagerin schaute ein wenig beleidigt über diese Aeußerung von ihrem Romane auf. Rasch wandte er sich zu Barbara. „Jetzt bist du daran, — beeile dich nur, — man wartet ja." —

Ein wenig verwundert blickte sie zu ihm auf; in seinem Tone hatte etwas Hartes, Befehlendes gelegen, wie sie es noch nie von ihm gehört hatte.

„Nun ja, ich gehe ja schon." Auch aus ihrer Stimme schien eine leise Gereiztheit zu klingen.

Brandstettner aber empfand es wie eine Befriedigung, daß seine Worte sie so rasch von dem Freunde trennten.

Das Mädchen machte sich heimlich bereits Vorwürfe, daß sie die Sache überhaupt angeregt hatte. Zögernden Fußes überschritt sie die verhängnisvolle Schwelle.

„Sie haben keine glückliche Jugend gehabt, nicht wahr?“ meinte die Wahrsagerin, Barbaras Hand betrachtend.

„Ach nein“ sagte sie unwillkürlich. Es war ja nur zu wahr. Ehe sie nach München gekommen, hatte sie das Wort Glück nur vom Hörensagen gekannt. Ihre Eltern hatten unglücklich mit einander gelebt. Ihr Vater, ein Lehrer in einem kleinen Orte Mittelfrankens, war schließlich auf und davon gegangen, — mit einer Geliebten, wie es hieß, — und in Amerika verschollen. Gram und Sorge warfen die Frau auf das Krankenlager, frühzeitig erlöste sie der Tod von dem elenden Leben. Die Großmutter nahm sich des verlassenen Enkelkindes an. Als dann auch diese hochbetagt gestorben war, stand die zur blühenden Jungfrau herangewachsene Barbara ganz allein in der Welt. Es mußte ein rascher Entschluß gefaßt werden. Eine Cousine, die früher in ihrem Heimatsort geweilt und ihre beste Freundin gewesen, hatte sich in Partenkirchen mit einem jungen Förster verlobt. An diese wandte sie sich und es ward ausgemacht, daß Barbara nach der Hochzeit zu ihnen kommen und zunächst den Haushalt lernen solle, um sich später nach einer geeigneten Stelle umzusehen. Das Schicksal wollte es anders. Am Tage vor seiner Hochzeit traf den Förster unter den Felsenwänden des Wettersteins die Kugel eines Wildschützen. Als die unglückliche Braut von einem heftigen Nervenfieber wieder genas, war ihre Lebensfreude zerstört. Ein Brief teilte Barbara mit, daß sie Berchtesgaden verlassen und nach dem Chiemsee gegangen sei, um in dem Kloster der Fraueninsel ihre Tage zu beschließen.

Plötzlich schrak sie aus ihren Erinnerungen auf.

„Sie können sehr glücklich werden“ sagte die Wahrsagerin, die Hand des Mädchens langsam aus der ihren lassend.

Ein Sonnenstrahl fiel in Barbaras Seele und verscheuchte die dunklen Bilder daraus. Ja, sie konnte glücklich werden, sie war es ja schon geworden, gerade damals, als sie, in Verzweiflung über das Unglück ihrer Cousine, die erste beste Stelle angenommen hatte, die sich ihr in einem großen Münchener Confectionsgeschäfte bot. Dieser Stadt verdankte sie das Glück ihrer ersten Liebe zu Brandstettner, den sie hier bei einem Feste kennen gelernt, eine auskömmliche Stellung und den traulichen, kleinen Freundeskreis, in dem sie unerwartet ihren Vetter Clemens gefunden hatte.

„Ja, ja,“ wiederholte die Wahrsagerin, „Sie können sehr glücklich werden, aber Sie hätten besser gethan, niemals nach München zu kommen.“

Jetzt ging es Barbara so wie zuvor ihrem Verlobten. Sie hätte laut auflachen mögen über diese Bemerkung, etwas Widersinnigeres hätte sie nicht hören können.

„Und wenn Sie meinem Rate folgen wollen,“ fuhr die Wahrsagerin fort, „so verlassen Sie die Stadt so bald als möglich.“

Barbara war aufgestanden. Sie hatte nicht Lust, noch mehr zu erfahren und kehrte in das Vorzimmer zurück.

Nachdem man der Hellseherin ein Geldstück in die Hand gedrückt, brach man eiligst auf, als hätte jeder den heimlichen Drang, so schnell als möglich das kleine Haus zu verlassen.

„Denke dir nur, Ernst,“ sagte Barbara, als sie über den Hof schritten, „die Wahrsagerin hat mir geraten, von München fortzugehen und anderswo mein Glück zu suchen.“

Brandstettner lächelte gezwungen, seine Stimme klang noch immer etwas gereizt. „Du weißt doch, daß ich diese Stadt nie mehr verlassen will.“

„Auch nicht, wenn ich gehe?“ —

„Ach, laß den Spaß, ich bin augenblicklich nicht dazu aufgelegt.“

„Seinem Schicksal kann niemand entgehen!“ sagte plötzlich mit dumpfer Stimme und in langsamem Tone jemand hinter ihnen.

Unangenehm berührt, wandten sich alle um.

Sie waren aus dem Hofraum wieder auf die einsame Vorstadtstraße getreten. Clemens, der hier gewartet, hatte, an die Mauer gekehrt, die letzten Worte gehört und einen Scherz machen wollen.

Aber niemand lachte. Man schritt die Straße entlang, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben.

„Nun,“ sagte Clemens endlich ungeduldig, „Ihr seht ja alle aus wie Menschen mit einer höchst trübseligen Zukunft. Erzählt doch ein Mal, was man Euch Schönes prophezeit hat.“

Niemand schien Lust dazu zu haben. „Du magst ja nichts von der Zukunft wissen,“ antwortete ihm Martin Fechter.

„Von der meinen freilich nicht, aber die Eure interessiert mich sehr. Ihr seid Künstler, die immer eine große Zukunft haben wollen.“

„Ach, lassen wir das,“ unterbrach ihn Brandstettner mit einem Blick auf Fechter, — „er soll nichts davon erfahren, warum ist er nicht mitgegangen. Jetzt mag die unbefriedigte Neugier seine Strafe sein.“

„Armer Vetter,“ meinte Barbara, die Hand leicht auf seine Schulter legend, „wie grausam sie dich behandeln! Sie fühlte, daß Brandstettners Arm an dem ihren zuckte, mit convulsivischer Bewegung riß er sie von dem Vetter zurück. „Wir haben genug gehört von den Dummheiten, denken wir an etwas anderes.“

„Ja, ja,“ rief Clemens lachend, „behaltet Eure Zukunft meinetwegen für Euch und laßt uns jetzt einen gegenwärtigen Frühlingstag im Grünen verleben.“

Der Vorschlag fand Beifall, denn jedes hatte den Wunsch, seine Gedanken los zu werden und sich zu zerstreuen. Man schlug sogleich die Richtung nach den Isarauen ein.

Der Frühling hatte die Bäume in frisches, leuchtendes Grün gekleidet, die Rasenflächen schimmerten im hellen Sonnenlicht und Finken und Drosseln sangen von den schwankenden Zweigen ihre ersten frohen Lieder herab. Die letzten grauen Wetterwolken waren verschwunden und wie eine hochgewölbte Glocke von mattblauem Glase spannte sich der glänzende Himmel über der Landschaft aus.

Aber die richtige Frühlingsstimmung wollte in den Gemütern nicht aufkommen.

Martin Fechter achtete nicht auf das Grünen und Blühen der erwachten Natur. Seine Augen glitten immer wieder nach Barbara hinüber, nach den leicht geröteten Wangen und dem matt goldblonden Haare, das ihren weißen Nacken verhüllte. Niemals hatte er sie früher so betrachtet. Des Dichters Auge, gewohnt, die Bilder des Lebens in ihren großen Formen und Umrissen zu sehen, hafteten selten an den Einzelheiten. Früher hatte er es kaum beachtet, wie sie sich kleidete. Jetzt begann ihn plötzlich alles an ihr zu interessieren. So wohl proportioniert war ihm diese feine schlanke Gestalt noch niemals vorgekommen. Das schwarze, eng anliegende Kleid ließ sie fast düster erscheinen. Sein Blick fiel auf die Perlenkette, die sie um den Hals trug. Perlen bedeuten Thränen — dachte er und fast mit Schrecken sah er, wie diese Perlen gleich blinkenden Tautropfen in den Strahlen der Frühlingssonne über das dunkle Gewand zu rieseln schienen.

Brandstettner führte eine eifrige Unterhaltung mit Klemens; sie sprachen über eine beabsichtigte Bergtour auf den Herzogenstand, die sie im Laufe des Sommers ausführen wollten. Absichtlich schien er es zu vermeiden, an den Freund das Wort zu richten. Nur von Zeit zu Zeit streifte sein Blick flüchtig, fast träumend die beiden, die neben ihm gingen.

Martin, in seine Gedanken versunken, bemerkte nichts davon. Er begriff seine frühere Blindheit nicht. War sie denn seit einigen Stunden schöner geworden, hatte der Frühling ihre Erscheinung verwandelt? Wie harmlos, in glücklicher Zufriedenheit war er sonst an des Freundes und ihrer Seite gewandelt! Heute konnte er sich nicht mehr in diese Empfindung zurückversetzen. An die Stelle wunschlosen Genießens und unbewußter stiller Entsagung war das unruhvolle, nur noch halb unterdrückte Begehren getreten. War es denn möglich, daß der vermessene Wunsch sich erfüllte? So oft er das Wort an sie richtete, glaubte er hinter dem gesprochenen Laute ein höhnisches Echo zu hören: Barbara, ach, wenn sie dein wäre!

Neben einander schreitend, hatten sie allmählich einen kleinen Vorsprung gewonnen. Hinter dichtem Gebüsch erhob sich auf leichter Anhöhe ein kleiner Pavillon. „Ach, welch' reizendes Plätzchen“, rief Barbara und hüpfte leichtfüßig den Hügel hinan, um sich droben auf der grün gestrichenen Bank niederzulassen. Martin war einen Augenblick unten zurückgeblieben. Er bückte sich unter die Büsche, um am Boden etwas zu pflücken. Dann eilte er dem Mädchen nach und streckte ihr die Hand mit dem weißschimmernden Strauße entgegen.

(Fortsetzung folgt).